

15]

Die Bauern von Steig.

Roman von Alfred Suggenberger.

Bauernfrühling.

Ja — wenn der Frühling nur endlich hätte kommen wollen! Ich fing an, ernstlich mit der Möglichkeit zu rechnen, daß er dies Jahr gänzlich ausbleiben könnte. Ein schwerer Februarhagel hatte sich auf die Wiesen und Wege gelegt, der sich tief in den März hinein hielt und auch da noch keinerlei Miene machte, das Feld zu räumen. Wo zwei Bauern einander trafen, sungen sie von den Heustöcken zu reden an, die bei dieser anhaltenden Kälte gleichsam die Auszehrung bekämen, besonders da man im Herbst so früh mit dem Düren habe anfangen müssen. Der Zeigerhanf war fast der einzige, der noch gelassen blieb. Es sei noch allemal wieder Tag geworden, sagte er; und die frühen Frühlinge seien noch nie die besten gewesen.

Daheim vermochte er seine Besorgnis doch auch nicht ganz zu verbergen. Fast jeden Tag fing er vom Roggen in der obern Breite an, der im Herbst etwas zu stark geworden sei und der nun, besonders dem Rain entlang, unter dem unvernünftigen Schnee Schaden nehmen könnte. —

Aber am Ende kam die Erlösung doch. Eines Abends sagte der Zeigerhanf beim Essen, er habe jetzt im Sinn, noch zum Pechenmacher-Felix hinüber zu gehen, der sich ein wenig auf die Kunst des Barbierens verstand. Frau Eithel sah ihn verwundert von der Seite her an. Es sei ihr jetzt wirklich an der Bitterung nichts aufgefallen. Was er denn eigentlich meine?

Er habe da so ein spaffiges (sonderbares) Windlein gemerkt beim Wuscheln oben im Waldholz, berichtete der Hanf. Und eineweg sei jetzt die Zeit da, letztes Jahr habe er die Aenderung schon nach Lichtmeß vorgenommen.

Als er wieder zurück kam, sah sein Bart aus wie eine Gede, die ein schlechter Gärtner in einer ungunstigen Stunde mit ungutem Willen zurückgestutzt hat. Merkwürdigerweise schien aber das Wetter nur auf dieses Zeichen gewartet zu haben. Schon während der Nacht kam es leise über die Dächer daher und unversehens setzte ein schwerer, lauer Wind ein, dem kein Gähnen zu eng und keine Luke zu verborgen war. Am Morgen regnete es, mit Schreden besah der Winter sein kläglich zugerichtetes Gewand von dem wahrhaftig nach wenigen Tagen nur noch ein paar schmutzige Fäden übrig blieben.

Und damit war der März noch nicht zufrieden. Er versprach der Sonne einen höheren Wochenlohn, und wie die denn von jeher eine willkürliche und keineswegs ganz einwandfreie Dame war, fiel sie ohne weiteres vom Winter ab. Sie lief gleich am helllichten Tag mit jedem hergelaufenen Pant von Wald- und Wiesenwind spazieren und guckte an Rain und Hecken in die verborgensten Winkel hinein. Ob dieser Untreue und neugierigen Zudringlichkeit bekam der Winter eine Gerschwäche. Er sah dem ersten besten bergwärtsfahrenden Eisenbahnzuge hintenauf und wäre ohne Zweifel gänzlich verduftet, wenn nicht weit droben im Gebirge ein vorwitziger Schaffner seine Anwesenheit bemerkte und ihm die Fahrkarte abverlangt hätte. Nun machte er sich dünn, richtete sich in einem verlorenen Seitental als Verbannter so gut es gehen wollte ein und ersann ein Gedicht auf den Unbestand und die Wandelbarkeit aller irdischen und himmlischen Dinge.

Auf der Steig aber war eitel Herrlichkeit und Frohlocken. Im Pfarrgarten blühte der gelbe Krokus. Die zähen Schlüsselblumenstöcke, mit denen die kleinen Blumenbeete vor den Häusern im Oberdorf eingefast sind, hatten es sehr eilig, ihre bläselosen Blütenkelche zu öffnen. Frieda lief jeden Tag ein paar mal hinaus, um mit inniger Neugier nach den Tulpen und Narzissen zu sehen, deren erste blaugrüne Blattspitzen aus der feuchtbraunen Erde hervorstachen. Im Uebrigen behauptete sie, daß die Welt nun wirklich noch nie so schön gewesen, und daß die Primeln und Anemonen beim Mesmerhölzchen noch in keinem Frühling in solcher Menge geblüht hätten, was die Mutter freilich nur mit der Bemerkung gelten ließ, sie habe das noch jedes Jahr gemeint, und sie müßte auch

gar nichts vom Vater geerbt haben, um nicht ein kleines Frühlingssärrchen zu sein.

Ueber die Bauern von Steig war jetzt unversehens ein richtiges Fieber gekommen. Sie gingen aneinander vorbei wie abwesend; kaum, daß sie sich den üblichen kurzen Gruß oder ein hastiges Wort gönnten. Die Arbeit! Die Arbeit! Diesmal kam sie gleich auf allen Bieren daher! Am Examen, das just in diese bewegten Tage fiel, hatten die Schulvorsteher die halbe Zeit am Fenster gestanden und über die unnütz verlorenen Stunden gejammert.

Und nun lag wirklich der erste Märzstaub auf den Straßen. Die schweren Düngersuhrwerke knarrten dorfauf und dorfab, ja der Steinli-Röggel, der nie die rechte Zeit abwarten konnte, fuhr bereits mit dem aufgeschienten Pflug durchs Oberdorf hinaus. Vor allen Häusern lagen die sauber gespiketen Rebstöcke in lustigen Reigen zum Trocknen aufgeschichtet. Einzig der Elfbauer war noch nicht so weit. Er hatte seinen Funahmen deshalb, weil er selten vor dem Einuhrläuten ausrückte und mit jeder Arbeit vierzehn Tage oder drei Wochen hinter den andern drein kam. Während jetzt an der sonnigen Rebenhalde schon die Scheren klapperten, lud er mit verdrießlicher Miene die ungeschälten Rebstöckchen auf den Wagen, um damit nach der kleinen Säge in Untersteig zu fahren. Nun sei schon die ganze Welt verrückt, weil es drei Stunden lang nicht geschneit habe, schimpfte er. Wenn man die nächste Woche nur nicht schon mit Heuen anfangen wolle!

Der Schuhmacher Raps hatte es auch bereits in den Gliedern. Er behauptete, immer, wenn die Sonne zwei oder drei Tage nacheinander in die Buttl hereinscheine, bekomme er es in den Gliedern. So etwas könne man ganz gut für ein Zeichen nehmen. Er hatte in seiner Tenne einen Haufen Holzasche, Ruß und Torferde aufgeschichtet, den er nun eifrig umschaukelte und von Lage zu Lage etwas Schwefelsäure und andere Flüssigkeiten zushüttete. „Wenn diese Mischung gelingt, brauche ich nicht mehr Schuhe zu flicken“, sagte er. „Auf die Studierten ist kein Verlaß, die wichtigsten Fragen müssen in der Praxis gelöst werden. Es ist nun ziemlich gewiß, daß die Landökonomie einer ganz neuen Zeit entgegengeht.“

Der Zeigerhanf war etwa auch nicht faul in diesen Tagen. Gleich nach der Schneeschmelze waren wir an einem Sonntagnachmittag miteinander durch den ganzen Damm gegangen, er hatte mir sein und anderer Leute Land gezeigt, dabei nach der Saat und nach den jungen Bäumen gesehen und alles gut angetroffen. „Man sieht halt doch wieder gern den aperen Boden“, hatte er mehr als ein Mal gesagt. „Man freut sich, wenn jedes Stücklein Land wieder daliegt, wie man im Herbst von ihm weggegangen ist, nur ein wenig erschrocken, wie wenn es nach der langen Dunkelheit die Augen noch nicht recht aufstun könnte.“

Während ich um jene Zeit in den Beiserreben die abgeschnittene Schosse zusammenlas, machte ich mir im Stillen etwa meine Gedanken darüber, wie es jetzt wohl um mich stände, wenn ich den Fehler nicht gemacht hätte? Von der Sekundarschule hatte niemand mehr ein Wort gesprochen; und ich hatte es auch nicht erwartet.

Aber es ist ein liebes Geschenk der Jugend, daß sie uns neben einem verwehrtten Pfad hundert neue zeigt, die alle in ein reiches Leben führen müssen. Als es nun so richtig Frühling war und die Wiesen und Grasgärten schon ein ganz merkwürdiges Grün trugen, wie ich es vorher nie gesehen zu haben glaubte, war ich der vergnügteste und arbeitsfreudigste Güterbub, der jemals mit einem wohlgemachten Bauernfuhrwerk dorfein und dorfaus fahren und mit der Peitsche knallen durfte.

Es dauerte wenige Wochen, so kannte ich den lezten Starrweg im Dorfbann; fast von jedem Streifen Landes wußte ich, wem er gehörte, und so bekam die Steig für mich unversehens ein ganz neues Antlitz. Die Acker und Matten sahen mich, ohne daß ich etwas dazu tat, jeder mit den Augen seines Besitzers an: Präsident Stamm's Talermiese mit den zwölf mächtigen Kugelbirnbäumen, die wie an einer Schnur in der Reihe standen, hätte einfach keinem andern im Dorfe gehören können; und ein schmales Kornäderlein, das an den Selligenwald hinaufflieh, erzählte mit seiner ungleichmäßigen, lüdenhaften Saat über das ganze Tälchen hinaus davon, daß der

Seilerkobi beim Säen wieder einmal einen Schwips gehabt habe. Da konnte sich dann der Zeigerhahn mit seinem Geimenader sehen lassen! Freilich, den uralten, verkrüppelten Apfelbaum vorn an der Straße hätte mancher andere Bauer längst umgehauen. Aber mit diesem Baum hatte es halt seine eigene Verwandnis. „Das sind Kornäpfel!“ belehrte mich der Hahn mit besonderem Nachdruck, als ich wegen des Krüppels eine Bemerkung machte. „Und diesem Baum zuliebe habe ich den Aker gekauft und einundzwanzig Jahre darauf gepakt. Kornäpfel sind die besten, da mag einer noch so weit herkommen und das Gegenteil behaupten, ich sage: er hat den Begriff nicht! Wenn man das erste Korn mäht, sind sie reif. Wenn Du glaubst, es gehe leicht, an so einem Baum vorbeizukommen, so hast Du noch keinen Kornapfel gegessen. Als ich so alt war wie Du jetzt bist, hätte ich mein Vermögen für diesen Baum gegeben. Der alte Schreinerjörg hat immer aufgepaßt, halbe Tage lang ist er hinter dem großen Weißdornbusch gehockt. Wie der mir einmal auf's Leder gegeben, so etwas vergibt man nicht. Damals — schon währenddem er mich gehauen hat — hab ich es mir vorgenommen, daß dieser Aker einmal mein sein müsse. Und es ist alles möglich, wenn man Zeit hat. Der Baum hat das Gnadenbrot. Wenn er nur noch jedes Jahr drei Äpfel gibt, damit ich mir einen unter die Nase halten und bei mir denken kann: gelt, Hahn, erzwungen hast es doch! Ich habe zwar von seinen Zweigen welche auf einen jungen im Grasgarten gepflanz, aber das ist nicht das gleiche. Weißt, so ein Apfel muß seinen Geruch haben. Wo soll er den Geruch hernehmen, wenn kein Korn in der Nähe ist?“

(Fortsetzung folgt.)

Stadtsergeant Pufahl.

Von Georg Ruffe-Palma.

(Schluß.)

Als er tags darauf, beschämt, aber alter Gewohnheit trenn, den üblichen Rundgang machte, wurde er überall kühl und verächtlich empfangen. Gänzlich ungehärtet und in einer Nüchternheit, die allen sichtbar davon Zeugnis ablegte, daß es mit seiner Beliebtheit vorüber war, kam er an seinen Ausgangspunkt zurück. Schon dadurch auf das äußerste niedergeschlagen, wollte er eben die kleine Steintreppe hinaufsteigen, als vom Schulhause her, aus dessen Pforte gerade eine Schar Knaben strömte, ein Lied erklang, das, nach der Melodie des „General Laudon“ gesungen, wie ein Peitschenhieb sein Ohr traf:

Pufahl, Pufahl, Pufahl zieht blank,
Zieht mit empörem Sinn,
Aber sein Schwert bleibt drin.
Pufahl, Pufahl, Pufahl zieht blank! —

„Ihr Himmelhunde!“

Wetternd und fluchend wandte er sich um. Die Kinder stoben aber schon auseinander, ehe er überhaupt nur daran denken konnte, eins zu erwischen. Und das wiederholte sich nun Tag für Tag. Wo er auch ging und stand, durch Haustüren oder Bäume, Seden oder Fenster, von irgendwoher scholl es ihm immer nach.

Es half ihm ganz und gar nichts, daß ihm auf sein dringendes Ersuchen hin ein neuer Sädel bewilligt wurde, der wirklich herausging und blank, schneidig und spitz war. Jahrelang hatte man an seine alte Plempe geglaubt, die doch überhaupt nicht aus dem Futteral zu bringen war, weil man an ihn selber geglaubt hatte. Nun glaubte man an seinen nagelneuen Sädel ebenjowenig wie an ihn! Er durfte gar nicht daran denken, noch einmal die prachtvolle Haltung früherer Tage einzunehmen und seine berühmte Aufforderung in die Welt zu schmettern. Ein schallendes Gelächter wäre die einzige Folge gewesen. — Ja, er war eine gefallene Größe; dem einen ein Vergernis, dem andern ein Gegenstand mehr oder weniger gutmütigen Spottes. Und das traf nicht weniger an ihm als der Verlust an Genuß- und Nahrungsmitteln, der mit seinem Sturz aus dem alten Ansehen verknüpft war.

Mag und hohlhändig, nur noch ein Zerrbild seines früheren behaglichen Selbstbewußtseins, schlich er tags durch die Stadt. In schlaflosen Nächten aber wurde er sich allmählich darüber klar, daß es nur ein Mittel gab, das verlorene Paradies wiederzugewinnen: Er mußte seine Waffe einmal wirklich gebrauchen und damit vor Stadt und Land beweisen, daß er nicht nur wie ein Löwe brüllen, sondern auch, wenn es sein mußte, wie ein Löwe beißen konnte!

Aber wie um alles in der Welt sollte er das anstellen? Die größten Uebelthäter, gegen die er einzuschreiten hatte, verdienten bestenfalls eine Polizeistrafe von einigen Mark, und er konnte sie doch unmöglich um seines Ansehens willen kaltblütig durchbohren! Schließlich verirrte sich seine Phantasie bis in die Möglichkeit eines erneuten polnischen Aufstandes. Seine Augen flammten, wenn er das alte „Noch ist Polen nicht verloren“ von irgendwoher

erklingen hörte, und seine von Scham und Ehrgeiz beflügelte Einbildungskraft trug ihn in die Stunde der Entscheidung.

In breiten Kolonnen sah er die Senfemänner heranzumarschieren. In der vordersten Reihe schritt Stephan Modlibowski, der Aufrehrer, die Ursache seines Sturzes, der der Fahne mit dem Bilde der Mutter Gottes, der Königin von Polen trug. Da warf er, der Stadtsergeant Pufahl, einsam, aber todesmutig, sich dem Heerzug entgegen! — „Salt, oder ich zieh' blank!“ — Klatschend flog seine Hand an den Degengriff, und als Stephan Modlibowski höhnisch zu seigen begann, da funkelte seine Klinge auch schon aus der Scheide, und er, Pufahl, der zahnlöse Wiedehupfl jagte sie bis an das Best in seinen verruchten Nabel.

Wenn Pufahl in seiner Vorstellung so weit gekommen war, hob sich seine Brust immer in mächtigen, befreienden Atemzügen, als ob seine Lunge mittriumphierte und mitjauchzte. Was dann mit ihm selber geschehen würde, kümmerte ihn nicht mehr. Tot oder lebendig, seine Ehre wäre für alle Zeiten wieder hergestellt. . .

Aber es blieb bei diesen Träumereien. Die Polen waren niederträchtig genug, friedlich und gemüthlich bei Akerbau und Viehzucht zu verharren und nicht den allerkleinsten Aufstand anzudeuten. So mußte er denn, täglich magerer und täglich höhnlicher, den Fluch der Lächerlichkeit weiter durch Monat und Monat schleppen und es sich mit hängenden Ohren gefallen lassen, daß er von den frechen Spottverschen: „Zieht mit empörem Sinn, aber sein Schwert bleibt drin“ beinahe auf Schritt und Tritt verfolgt wurde.

Bis endlich auch für ihn wieder die Sonne aufging!

An einem Jahrmarktstag weilte auch eine kleine Wandermenagerie in Popuchowo, in der, nach den Versprechungen greller Platate, gegen zehn Pfennig Eintrittsgeld sibirische Steppenwölfe, ein echt indischer Königstiger und andere Bestien zu sehen waren. Auf dem bretternen Podium vor dem Eingang stand der Besitzer und führte, der größeren Anlockung halber, mit einem braunen Bären allerhand drollige Szenen auf.

Das große, stattliche Tier, das mit ihm in herzlichem Einvernehmen zu stehen schien, watschelte, hoch auf den Hinterbeinen aufgerichtet, Arm in Arm mit ihm auf und ab, ließ sich gemüthlich brummend einen Weiberrock überziehen und einen Strohhut aufsetzen und trat dann mit seinem Herrn zu einem Rundtanz an, dessen Ausführung man von einem Bären unmöglich zierlicher verlangen konnte. Hinterher setzte er eine Flasche Bier an die Schnauze, ließ den Inhalt kunstgerecht durch seine Röhre rinnen und bedankte sich bei dem gütigen Spender durch einen zärtlichen Kuß.

Die Wandleute und besonders die Kinder des Städtchens brängten sich in hellen Haufen vor dem Zelt. Mit blanken, runden Augen und halbhoffenen Mäulern, oft genug auch laut auflachend, sahen sie dem seltsamen Schauspiel zu.

Mit einem Mal wurde der Bär unruhig.

Seine kleinen, verschlagenen Augen fingen zu glühen an. Mit zuckenden Müstern witterte er über den Marktplatz und stieß ein heiseres Gebrüll aus.

Vielleicht hatte der Blutgeruch von den Schlächterbänken oder irgendein anderer Eindruck, der eben nur für einen Bären von Bedeutung war, seine Seele aus ihrem zivilisierten Gleichgewicht gebracht!

Eine Minute verharnte er reglos, bi Vorderpranken in der alten Tanzstellung auf den Schultern seines Wändigers. Nur sein Kopf wiegte sich wie suchend und witternd hin und her.

„Alons, Dodo! Marsch, lang! schrie der Wudenbesitzer.

Ein derber Rippenstoß, den er Meister Peh gleichzeitig versetzte, sollte seinen Worten einen freundschaftlichen Nachdruck verleihen. Aber die Bestie verstand das diesmal falsch. Die Schnauze ganz hoch redend, als ob sie ihren Schmerz gen Himmel heulen wollte, hob sie die rechte Pranke und verabsolgte dem Ueberraschten eine gewaltige Ohrfeige. Ohnmächtig, blutend brach der Betroffene zusammen.

Brummend und schnuppernd, wie überrascht von seiner eigenen Tat, sah Dodo auf den Gestürzten, dessen Verwundung gefährlicher ausah, als sie war. Dann stieg er watschelnd über ihn fort und kletterte die Holzstuppe hinunter, geradewegs in das gaffende Volk hinein.

Ein unbeschreiblicher Tumult entstand. Unter kreischenden „Jesus Maria Josephs“ drängten Kinder, Weiber und Männer, von panischem Schrecken erfaßt, flüchtend zurück.

Nur einer wankte nicht.

Während der Platz sich um ihn leerte, wie von eisernen Besen gefehrt, blieb Pufahl, flammenden Glanz in den wässrigen Augen, einsam und aufrecht stehen.

Er fühlte es: jetzt oder nie war seine große Stunde!

Der Bär kam langsam auf ihn zu, ihn mit seinen kleinen, verschlagenen Augen böse und listig anglotzend. Als er nur noch wenige Schritte von ihm entfernt war, lief es wie ein elektrischer Schlag durch dessen Glieder.

Seine Hand flog an den Degengriff, Kopf und Schulter wie einen Sturmbock vorschleudend, ganz in der prachtvollen Haltung seiner früheren Zeiten, rief er mit donnernder Stimme: „Zurück! Oder ich zieh' blank!“

Der Bär stupte.

Dann aber, ganz so, als ob auch er bereits von Pufahls Kampf mit Modlibowski erfahren hätte, richtete er sich brummend

auf den Hinterbeinen auf, anstatt der Aufforderung Folge zu leisten. Wiegend streckten sich seine Kränke nach vorn. Er schien den Stadtbergeanten an den Schultern fassen und zu Boden drücken zu wollen.

Da sprang Rufahls Säbel funkelnd aus der Scheide. Sich selber vorwärts werfend, so daß auch seine Helmspitze die göttliche Brust des Untiers berührte, stieß er ihm die Klinge mit voller Wucht in die Herzgegend.

Ein heiseres Aufheulen folgte den Marktplatz. Dann brach das schwere Tier über dem mitstürzenden Stadtbergeanten zusammen, seine im Todeskampf zuckenden Lagen in dessen Gesicht vergrabend.

Acht Tage lang mußte Stadtbergeant Rufahl häuchlings zu Bette liegen, ehe er seinen Diebst wieder antreten konnte. Als er dann in voller Montur — die Stadtverordneten hatten ihm eine neue Hose bewilligt — zum erstenmal wieder auf den Marktplatz trat, winkte David Mundgeruch aus der Rabentür freundlich zu ihm herüber.

„Nu, wie steht das Befinden, Herr Polizeirat?“

„Würdig und gemessen kam Rufahl näher.“

„Wie soll's stehen, Herr Mundgeruch? Immer so lala.“

„Schnäpchen gefällig, Herr Polizeirat?“

„Eine Ehre, Herr Mundgeruch, eine Ehre!“

Äußerlich ließ er sich nichts merken, innerlich aber strahlte er vor Freude, und sein Herz schlug Generalmarsch. Es war keine Frage: seit seinem Kampf mit dem Vären sah er fest wie nur je in der Volksgunst! Niemand erinnerte ihn mehr an Stephan Mobilowski, und Zigarren, Schnäpchen und Wurstwaren gab es wieder in Hülle und Fülle.

Ja: noch mehr sogar als zuvor!

Als nämlich alles wieder in das alte Gleis zurückgeführt war, und die Rufahlsche Tat nicht mehr ausschließlich das Tagesgespräch beherrschte, machte sich bei ihm gelegentlich eine sanfte Melancholie bemerkbar, die man sich lange nicht erklären konnte, da er selber hartnäckig schwieg.

Wie David Mundgeruch, der ein feiner Menschenkenner war, einmal das Geheimnis löste.

„Er ist doch e Mann und kein Wiedehopf, unser Herr Rufahl,“ sagte er eines Abends zu Eli Rosenfod, als er mit ihm zusammen aus der Synagoge kam. „Aber was hat er dabei doch gehabt für e Weh! Es muß e grausamer Seelenschmerz sein, was er zu tragen hat!“

Eli Rosenfod, der schwerhörig war, legte die Hand hinter's Ohr. „Was hat er zu tragen? E Seelenschmerz?“ fragte er verwundert.

David Mundgeruch tippte ihm vertraulich auf die Schulter. „Nun etwa nicht, Käppche? Dem! nur: e so ehrenvolle Narbe und ausgerechnet an e Platz, wo er sie keinem kann zeigen!“

Da leuchtete es in Eli Rosenfods Augen verständnisvoll auf, und als sie sich beide trennten, drückten sie sich mit besonderer Bedeutung die Hände.

„Nu, die Bürgerschaft wird's ihm gedenken,“ sagten sie zum Abschied.

Technische Rundschau.

(Die Orientierung in der Luftfahrt. — Der Elektromotor in den Walzwerken. — Die Herstellung des Linoleums. — Die elektrische Zuggleuchtung.)

Die Zersahrt des Zeppelinkreuzers nach Lunville hat fast zum Erschrecken deutlich gezeigt, daß wir von der „Eroberung der Luft“ noch sehr weit entfernt sind und unsere stolzen Lustsegler noch gar zu leicht zum Spielball der Winde werden können. Zugleich wurde dadurch das Problem der Navigierung in der Luftfahrt in den Brennpunkt des allgemeinen Interesses gerückt. Denn wir sind ja nun aus dem Zeitalter der Schiffsflüge in das der Ueberlandflüge getreten; fast jeden Tag kommt irgendwoher die Nachricht von einer „Reise“ im Flugzeug, die oft über Hunderte von Kilometern geht, und die langen Fahrten unserer Luftschiffe nimmt jedermann als etwas Selbstverständliches hin. Die konstruktiven Schwierigkeiten sind also überwunden, nun heißt es, dem Luftschiffer und Piloten die Mittel an die Hand geben, „zielbewußt“ zu fliegen.

Eine brauchbare Navigierung ist dem Luftfahrer nur möglich, wenn er die Erde zu sehen vermag; dann richtet er sich nach den Landmarken. Kompaß und Sextant wird er kaum zu Rate ziehen. Anders aber, wenn die Erde sich unter einer Wolken- oder Nebelschicht verbirgt, die dem Piloten vielleicht auch noch den Anblick der Sonne entzieht, dann ist er ganz auf seine Instrumente angewiesen. Selbst der Anblick der Sonne würde ihm nicht allzuviel helfen, denn bei der geringen Bewegungsfreiheit im Flugzeug läßt sich die Beobachtung nur schwierig ausführen, außerdem dauert eine genaue Beobachtung, wie sie der Seemann vornimmt, immerhin ihre 20 Minuten. Im Luftschiff wird es stets möglich sein, die notwendigen astronomischen Tabellen und Instrumente mitzuführen; man wird also eine regelrechte astronomische Beobachtung machen, natürlich unter möglichster Vereinfachung aller Prozeduren und Rechnungen. Hand in Hand damit geht aber eine magnetische Beobachtung, und diese spielt in der Luft noch eine größere Rolle als zur See. Bekanntlich zeigt die

Magnetnadel immer nach dem magnetischen Pole, der im Innern der Erde liegt; kann sie sich also in einer vertikalen Ebene bewegen, so stellt sie sich nicht horizontal ein, sondern mit der Spitze nach unten. Diese Abweichung von der Horizontalen heißt die Inklination der Nadel, ihre Abweichung von der geographischen Nord-Südrichtung die Deklination. Der Luftfahrer nutzt die Erscheinung aus, daß die magnetische Inklination mit den Breitengraden variiert. Die Linien gleicher magnetischer Inklination (die Iso-Linien) sind genau bekannt und in Uebersichtsarten eingetragen. Sie sind ziemlich gleich weit voneinander entfernt und ihre Werte nehmen von Süden nach Norden zu. Man hat daher nur nötig, den Unterschied gegen den Aufstiegsort zu messen, um ungefähr die geographische Breite des Beobachtungsortes zu bestimmen. Ändern sich die Werte der Inklination nicht, so fährt man in ostwestlicher, nehmen sie zu in nördlicher, nehmen sie ab in südlicher Richtung. Eine gleiche Beobachtung wird am Kompaß (dem Deklinatorium) gemacht, und die Kombination beider ergibt den jeweiligen Standpunkt.

Freilich ist es nicht ganz so einfach, eine solche Beobachtung zu machen, als sie zu beschreiben. Denn zwei Hindernisse sind zu überwinden: erstens die Beeinflussung des Kompasses durch das Eisen des Motors, und zweitens die Schwierigkeit der Ablesung infolge des Rollens und Stampfens des Fahrzeuges. Man muß dann einen Mittelwert zwischen den äußersten Ausschlägen der Nadel nehmen. Der Horizontalkompaß wiederum hat sehr stark unter den Erschütterungen durch den Motor zu leiden; es sind deshalb besondere Konstruktionen mit einer möglichst stabilen Nadel geschaffen worden. Ganz genügen indessen diese Instrumente den Anforderungen des Flugzeugbetriebes nicht, weil sie hier nur in kleineren Dimensionen verwendet werden können. Dagegen ist für Aeroplane eine eigenartige Kompaßkonstruktion geschaffen worden, die es ermöglichen soll, die Versekung des Flugzeugs durch seitlichen Wind automatisch zu berücksichtigen. Der aus der Werkstatt von C. Bamberg, Berlin, stammende Apparat ist unten durchsichtig und oben mit einer Marienglascheibe versehen, in die Parallelstriche eingraviert sind. Wenn die Erdoberfläche sichtbar ist, so gestattet dieser Kompaß ein Innehalten der Flugrichtung zwischen Aufstiegs- und Bestimmungsort, vollständig unabhängig von jeder Windversekung.

Zur Bewältigung der Walzwerke, in den Walzwerken sind außerordentlich große Kräfte erforderlich. Dazu brauchte man früher riesige Maschinen, während man jetzt diese Kräfte bequem auf kleinstem Raume in Elektromotoren unterbringen kann. Man verwendet daher in Walzwerken jetzt nur noch Elektromotoren, die sich auch besonders leicht bedienen lassen, weil sie einfach sind. Der Elektromotor besitzt nur einen einzigen beweglichen Teil, den Anker, ist daher so einfach wie keine andere Kraftmaschine. Bei den Walzwerken, die immer in einer und derselben Richtung laufen, den „kontinuierlichen“ Walzenstrahlen, kann man die gewöhnlichen Motoren ohne irgendwelche Änderungen benutzen. Da in jedem Falle sehr große Kräfte erforderlich sind, so hat man Motoren von 10 000 Pferdestärken in Benutzung. Geht die Walzenstraße frei, befindet sich kein Arbeitsstück unter der Walze, so hat auch der Motor so gut wie nichts zu leisten und seine Stromentnahme aus dem Netz ist gering. Sowie aber Arbeitsstücke unter die Walzen kommen, ist der Stromverbrauch enorm. Das würde in dem stromliefernden Elektrizitätswerk gewaltige Schwankungen hervorrufen, denen es nicht folgen kann. Um daher die Gleichmäßigkeit des Betriebes zu gewährleisten, benutzt man mächtige Schwungräder, die in sich große Energien aufspeichern können, von denen sie bei voller Belastung des Walzwerkes abgeben, während sie bei Leerlauf die ganze Arbeit in sich aufspeichern. Diese Schwungräder, die oft einen Durchmesser von 7 Meter haben und 1 bis 2 Meter breit sind, haben so ungeheure umschwingende Massen, daß sie die Stetigkeit des Betriebes gewährleisten.

Auf Reversier- oder Umkehrwalzenstrahlen, also Walzenstrahlen, die hin- und hergehen, bei denen das Arbeitsstück hin- und hergerollt wird, muß man die Drehrichtung der Walzen immerwährend umkehren. Wie soll man aber eine Maschine, die 10 000 Pferdestärken in sich vereinigt, so oft umschalten, daß sie jede dritte Sekunde in anderer Richtung läuft? Keine Maschine vermag das zu leisten; sie würde beim Versuch, das zu tun, unweigerlich zu den fürchterlichsten Explosionen führen. Allein der Elektromotor kann das. Man hat für diesen Zweck Elektromotoren konstruiert, die ihre Richtung in der Minute bis zu 2mal umkehren können und dabei doch jedesmal auf eine minutliche Tourenzahl von 60 kommen! 10 000 Pferde lassen sich mit Hilfe dieser besonders konstruierten Motoren in der Minute bis zu 2mal hin- und herwerfen! Das ist nur möglich, weil die umlaufenden Ankermassen selbst so großer Motoren noch verhältnismäßig sehr gering sind. Die Kupferwicklungen und Wandler müssen bei diesen Schleudertwirkungen natürlich besonders geschützt werden. Auch in diesem Falle kann man nicht fortwährend an- und abschalten, sondern man muß erst andere Maschinen zwischen Motor und Netz einschalten. Der Elektromotor im Walzwerkbetriebe ist eine Anwendungsart, die dieser Gattung Maschinen von keiner anderen freitig gemacht werden kann.

Alle kennen das Linoleum, diesen gegenwärtig so viel gebrauchten Stoff, doch wenigen dürfte die sehr interessante Zubereitungsart dieses Produktes der neuzeitlichen Technik bekannt

sein. So wird z. B. wohl kaum einer von hundert Käufern wissen, daß der Linoleumläufer, den er etwa in einem Warenhaus für einen sehr billigen Preis ersteht, nicht weniger als 8 Monate lang verschiedene Stadien des Produktionsprozesses durchlaufen mußte, bevor er marktfähig wurde.

In einem der letzten Hefte der „Revue technique“ werden einige Einzelheiten dieses langen Produktionsweges beschrieben.

Die Eigenschaften, die wir von einem Material verlangen, das in seinen Verwendungsmöglichkeiten so mannigfaltig wie Linoleum sein soll, sind: Undurchlässigkeit, Reinlichkeit, Festigkeit. Das Linoleum, das 1860 von J. Walton erfunden wurde, genügt allen diesen Anforderungen in beinahe vollkommenem Maße. Die Rohmaterialien, die bei seiner Fabrikation Verwendung finden, sind: Leinöl, Harz, Kork in Pulverform, Jute und Farbstoff. Die erste Stufe des Produktionsprozesses besteht in einer äußerst sorgfältigen Reinigung des Leinöls, das sodann oxydiert und in feinsten Weise mit Kreide vermischt wird. Durch das Kochen mit Harz (Koloophonium oder Kopalharz) wird ein Linoleum „Zement“ bereitet, den man einige Wochen lang ruhig stehen läßt. Nach dieser Wartezeit wird die Masse mit fein pulverisiertem Kork versetzt, wobei sie einige spezielle Maschinen, die den Mischungsprozeß besorgen, passieren muß. Die so erhaltene Masse wird auf einen Webstoff aus Jute aufgetragen, der meistens 2 bis 3 Meter breit ist. Die Auftragung geschieht mittels erhitzter Walzen. Das Linoleum, das aus der Walzmaschine kommt, hat eine glänzende Fläche. Es muß wiederum einige Wochen in besonderen Trockenkammern unter der Temperatur von 30 bis 35 Grad zubringen, damit der Oxydationsprozeß vollendet wird. Erst dann kann das fertige Produkt geschnitten und auf den Markt gebracht werden.

Das Sprichwort „was lange währt, währt am besten“, könnte füglich auf das Linoleum angewandt werden. Denn es besitzt wirklich hervorragende Eigenschaften: außer der Undurchlässigkeit und leichten Abwaschbarkeit zeigt es für Temperaturschwankungen nahezu totale Unempfindlichkeit. Die erste Bedingung bei dem Gebrauch des Linoleums, gegen die übrigens öfters gesündigt wird, ist, daß der Fußboden glatt und immer trocken bleibt. Nur dann wird das Linoleum nie brüchig und bewahrt seine hervorragenden Eigenschaften mehrere Jahre.

Mit dem Aufgebot aller Kräfte, mit Konstruktionen, Verbesserungen, Messung und Statistik wird der Kampf zwischen Elektrotechnik und Gastechnik um die Vorherrschaft in der Beleuchtung geführt. Leidenschaftlicher noch, als Rephiso und die himmlischen Knaben um das Unsterbliche Fausts rangen, kämpfen Gasmann und Elektriker, wenn nicht um das Unsterbliche, so doch um den Anschluß des letzten Konsumenten.

Auf einem Sondergebiet aber, das von der Beleuchtungstechnik durch seine Eigenart scharf getrennt ist, hat die Elektrotechnik einen unbestrittenen Sieg errungen, und das ist in der Zugbeleuchtung. Wenn auch heute noch die große Mehrzahl der Wagen mit Fettgasbehälter und Glühstrümpfen ausgestattet ist, ihre Tage sind gezählt. Die Schlafwagen werden aus Gründen der Feuerficherheit durchweg mit elektrischer Beleuchtung versehen, das bedeutet, daß jährlich 400 bis 500 neue Wagen mit elektrischem Licht eingestellt werden. Da die Lampenpreise und die Kosten der Krafterzeugung ständig sinken, wird es nicht ausbleiben, daß auch die vorhandenen Wagen, dann die Personenzugswagen nach und nach mit elektrischer Beleuchtungseinrichtung versehen werden.

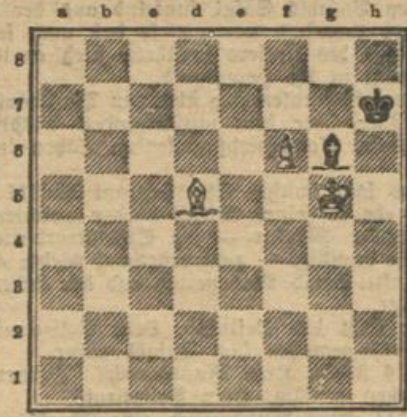
Die Gasbeleuchtung in den Wagen hat sich nicht viel Freunde erworben. Bekanntlich verwenden die Bahnen Fettgas, das sie in eigenen Gasanstalten herstellen, unter hohem Druck in Behälter pressen und in dieser Form den Wagen begeben. Diese Fettgasanstalten nehmen auf dem Bahngelände sehr viel Platz ein. Daß die Anstalten einen sehr üblen Geruch verbreiten, macht sie auch nicht gerade beliebter. Im Betriebe ist das Gas wenig angenehm, da es nicht leicht ist, die unter hohem Druck stehenden Gasrohre ständig in Ordnung zu halten, ein besonders wunder Punkt sind die zum Anschluß an die Gaskessel dienenden Gummischläuche, deren Ersatz recht kostspielig ist. Ebenso die Glühstrümpfe.

Es gibt mehrere Systeme der elektrischen Zugbeleuchtung, von denen jedes seine Freunde hat. Man kann eine Dynamo in den Packwagen stellen, oder jedem Wagen eine begeben, die dann von der Radachse aus angetrieben wird, oder man kann endlich die Wagen mit einer Sammlerbatterie versehen. Dies System hat vorläufig den Sieg davongetragen. Dabei werden die Batterien am besten nachts geladen, wenn die Elektrizitätswerke, froh überhaupt etwas verkaufen zu können, sehr billige Stromtarife stellen. Die Bedienung und Unterhaltung der Batterien ist sehr bequem, man kann den Strom damit überall beziehen und überall hinleiten. Ebenso sind die Leitungen leicht in Ordnung zu halten.

Einen wesentlichen Vorteil bietet die elektrische Beleuchtung vor dem Gas bei Zugzusammenstößen. Das aus dem zertrümmerten Gasbehälter ausströmende Gas wird fast stets Gelegenheit haben sich zu entzünden, dann ergeben sich jene fürchterlichen Szenen, wo die unglücklichen, eingeklinkten Passagiere, vor den Augen der anderen den Flammenodst sterben, ohne daß man ihnen helfen kann. Die zertrümmerte Batterie dagegen kann keinen Strom mehr entfenden. Und da jede Einrichtung auch auf den äußersten Fall berechnet wird, mag diese Erwägung den Sieg der elektrischen Beleuchtung sehr stark gefördert haben.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.
Hortwig.



Weiß zieht und gewinnt.

8. ... e5xd4
9. Kf6-g7
10. Lf7-g8
11. Df6-g7
12. Kf7-g8
13. Dg7-h8
14. Kf8-g8
15. Lg8-h7
16. Dg7-h8
17. Kf8-g8
18. Lg8-h7
19. Dg7-h8
20. Kf8-g8
21. Lg8-h7
22. Dg7-h8
23. Kf8-g8
24. Lg8-h7
25. Dg7-h8
26. Kf8-g8
27. Lg8-h7
28. Dg7-h8
29. Kf8-g8
30. Lg8-h7
31. Dg7-h8
32. Kf8-g8
33. Lg8-h7
34. Dg7-h8
35. Kf8-g8
36. Lg8-h7
37. Dg7-h8
38. Kf8-g8
39. Lg8-h7
40. Dg7-h8
41. Kf8-g8
42. Lg8-h7
43. Dg7-h8
44. Kf8-g8
45. Lg8-h7
46. Dg7-h8
47. Kf8-g8
48. Lg8-h7
49. Dg7-h8
50. Kf8-g8
51. Lg8-h7
52. Dg7-h8
53. Kf8-g8
54. Lg8-h7
55. Dg7-h8
56. Kf8-g8
57. Lg8-h7
58. Dg7-h8
59. Kf8-g8
60. Lg8-h7
61. Dg7-h8
62. Kf8-g8
63. Lg8-h7
64. Dg7-h8
65. Kf8-g8
66. Lg8-h7
67. Dg7-h8
68. Kf8-g8
69. Lg8-h7
70. Dg7-h8
71. Kf8-g8
72. Lg8-h7
73. Dg7-h8
74. Kf8-g8
75. Lg8-h7
76. Dg7-h8
77. Kf8-g8
78. Lg8-h7
79. Dg7-h8
80. Kf8-g8
81. Lg8-h7
82. Dg7-h8
83. Kf8-g8
84. Lg8-h7
85. Dg7-h8
86. Kf8-g8
87. Lg8-h7
88. Dg7-h8
89. Kf8-g8
90. Lg8-h7
91. Dg7-h8
92. Kf8-g8
93. Lg8-h7
94. Dg7-h8
95. Kf8-g8
96. Lg8-h7
97. Dg7-h8
98. Kf8-g8
99. Lg8-h7
100. Dg7-h8

Russisch.

Maßer. Steiner.

1. e2-e4

Das Ringen der Parteien um den Doppelschritt beider Zentrumsbauern, durch den die Entwicke lung am raschesten und vollkommensten bewirkt wird, bildet das innere Wesen einer jeden, wie immer gearteten Eröffnungsweise. In diesem Sinne ist der Letztzug löslicher als 1. d2-d4, weil hierauf nach der symmetrischen Entgegnung, in 1. ... d7-d5 bestehend, der Doppelschritt des Königsbauern mehr oder weniger dauernd für beide Parteien verhindert ist, während bei der symmetrischen Entgegnung auf den Letztzug, in

1. ... e7-e6

bestehend, Weiß allein leicht und bequem zu d2-d4 kommen kann, was für Schwarz viel schwerer ist.

Aus diesem Grunde ist 1. e7-e6! („Französisch“) jedenfalls vorzuziehen, weil dann d7-d5 unbedingt erfolgen kann. Allerdings geschieht 1. ... e6 auf Kosten der Bewegun gsfreiheit des L68; aber bei der un gerechten, symmetrischen Anstanz stellung der Steine muß schon der Nachziehende irgend einen Nachteil in den Kauf nehmen, und der Nach tell der „Französischen Partie“ ist nach dem heutigen Stande der Eröffnungslehre wohl noch das ge ringste der Uebel.

2. Sg1-f3

Der exponierte B65 wird sofort angegriffen und Schwarz kommt ins Gedränge.

2. ... Sg8-f6

Dieser „Russische“ Gegenangriff auf den B64 ist nur insofern nicht zu tabeln, als vollauf befriedigende andere Rüge auch nicht bekannt sind.

3. d2-d4

Am einfachsten ist der Vorteil wie folgt zu behaupten: 3. Sf3xe5, d7-d6; 4. Sd5-f6, Sf6xe4; 5. Sb1-c3, Se4xc3 (5. ... d5?); 6. Dd2; 6. d3xc3, Sd8-e6 (5. ... d5; 6. c4); 7. Lc1-e3 nebst event. Dd2 und 0-0-0 (z. B. 7. ... Lg4; 8. h3, Lh5; 9. Dd6 nebst event. Lb5 oder 7. ... Lf6; 3. Lb5 nebst event. Sd4). Weß ist im klaren theoretischen und praktischen Vorteil, weil es außer dem Anzuge noch um ein Tempo voraus ist und weil seine offenen Zentrumslinien ihm für die Färne das freiere, bessere Spiel verschaffen.

Der Berliner Arbeiter-Schachklub veranstaltet jeden Sonntag vormittag von 10-1 Uhr in den „Königsfälen“, Neue Königsstr. 26, einen freien Schachverfehr für jedermann.

8. ... e5xd4
9. Kf6-g7
10. Lf7-g8
11. Df6-g7
12. Kf7-g8
13. Dg7-h8
14. Kf8-g8
15. Lg8-h7
16. Dg7-h8
17. Kf8-g8
18. Lg8-h7
19. Dg7-h8
20. Kf8-g8
21. Lg8-h7
22. Dg7-h8
23. Kf8-g8
24. Lg8-h7
25. Dg7-h8
26. Kf8-g8
27. Lg8-h7
28. Dg7-h8
29. Kf8-g8
30. Lg8-h7
31. Dg7-h8
32. Kf8-g8
33. Lg8-h7
34. Dg7-h8
35. Kf8-g8
36. Lg8-h7
37. Dg7-h8
38. Kf8-g8
39. Lg8-h7
40. Dg7-h8
41. Kf8-g8
42. Lg8-h7
43. Dg7-h8
44. Kf8-g8
45. Lg8-h7
46. Dg7-h8
47. Kf8-g8
48. Lg8-h7
49. Dg7-h8
50. Kf8-g8
51. Lg8-h7
52. Dg7-h8
53. Kf8-g8
54. Lg8-h7
55. Dg7-h8
56. Kf8-g8
57. Lg8-h7
58. Dg7-h8
59. Kf8-g8
60. Lg8-h7
61. Dg7-h8
62. Kf8-g8
63. Lg8-h7
64. Dg7-h8
65. Kf8-g8
66. Lg8-h7
67. Dg7-h8
68. Kf8-g8
69. Lg8-h7
70. Dg7-h8
71. Kf8-g8
72. Lg8-h7
73. Dg7-h8
74. Kf8-g8
75. Lg8-h7
76. Dg7-h8
77. Kf8-g8
78. Lg8-h7
79. Dg7-h8
80. Kf8-g8
81. Lg8-h7
82. Dg7-h8
83. Kf8-g8
84. Lg8-h7
85. Dg7-h8
86. Kf8-g8
87. Lg8-h7
88. Dg7-h8
89. Kf8-g8
90. Lg8-h7
91. Dg7-h8
92. Kf8-g8
93. Lg8-h7
94. Dg7-h8
95. Kf8-g8
96. Lg8-h7
97. Dg7-h8
98. Kf8-g8
99. Lg8-h7
100. Dg7-h8

Kein guter Zug. Gut und sicher war Dxd4! Der Letztzug rührt von B. Steinitz (?) her, der zwar einer der größten Meister war, aber für bizarre Sachen eine zu große Vorliebe hatte.
5. ... Lf8-b4
6. Ke1-d1
Bringt zwar eine Figur ein, gestattet aber dem Gegner einen viel zu starken Angriff. Besser Sbd2.
6. ... d7-d5!
6. ... Sc5?; 7. Lg5 und gewinnt.
7. e5xd6 f7-f5
8. Sf8-g5?
In Betracht kam 8. dxc7, Dxc7;
9. Sxd4 zc. mit Remis-Aussichten.
8. ... 0-0!
9. Sg5xe4

In Reich-Runten von St. Petersburg geschah hier zwischen Steinitz und Pillsbury: 9. Dd4, Kf8; 10. Dxc7, Sc6; 11. Dd3, Sxf2? (Nicht Sxc7 wegen dxc7!) 12. Ke1, Sxc7; 13. dxc7, Dd8; 14. Le2, f4; 15. Kf1, Ld7; 16. Sd2, Sc5; 17. Sd3, Sg4; 18. Ld3, wonach Schwarz mit 19. ... h6! das bessere Spiel hätte haben können.

9. ... f5xe4
10. De2-04+ Kg8-h8
11. Dc4xb4
Auf 11. dxc7 folgt: 11. ... Lg4+; 12. Le2, LxL4; 11. KxL, Dd4; 14. cxb8D, Dg4+ zc. mit Gemittlung für Schwarz.

11. ... Sb8-c6
12. d6xc7?

Verhältnismäßig besser war 12. De1, obgleich auch dann der Angriff des Nachziehenden auf die Dauer durchdringen muß.

12. ... Lc8-g4+

13. Lf1-e2

13. Ke1, Df6; 14. Dd2, e3; 15. fe3, de3; 16. Dxc3, Td8 zc.

13. ... Lg4xe2+

14. Kd1xe2 Tf8xf2!

15. Ke2-e1

15. KxT, Df6+ nebst SxD.

16. ... Dd8-h4

16. g2-g3 Tf2xh2!

Schwarz spielt die Partie sehr elegant.

17. Th1-g1 Dh4-g4

18. Db4-04 d4-d3

19. Sb1-c6 Th2-e2+

20. Ke1-d1 d3xc2+